

„Prevention Science“: Konzeptionelle und empirische Grundlagen einer rationalen Präventionswissenschaft am Beispiel der Kriminalprävention

ANDREAS BEELMANN

Der vorliegende Beitrag gibt eine Übersicht über konzeptionelle und empirische Grundlagen der Präventionswissenschaft mit Schwerpunkt auf Maßnahmen der Kriminalprävention. Die wissenschaftlichen Grundlagen für die Prävention von Kriminalität und anderen Verhaltensproblemen wurden in den letzten vier Jahrzehnten systematisch ausgebaut. Dies gilt sowohl für die Ursachen- und Entwicklungsforschung, als auch für Studien zur Evaluation und Implementation von Präventionsmaßnahmen. Im Text werden zunächst wichtige konzeptionelle Fragen zur Entwicklung von Präventionskonzepten erörtert. Ein zweiter Abschnitt geht auf die methodischen Grundlagen von Evaluationen ein und fasst die bisherigen Befunde zur Kriminalprävention kurz zusammen. Schließlich werden Fragen und Probleme der Implementation von Präventionsmaßnahmen diskutiert.

Prävention ist auf die Verhinderung eines Problems in der Zukunft ausgerichtet. Mit dieser allgemeinen und im alltäglichen Sprachgebrauch verwendeten Gegenstandsbeschreibung genießt Prävention gemeinhin eine hohe gesellschaftliche Anerkennung. Wer würde schon sagen, er würde Prävention nicht unterstützen oder hielte die Vorbeugung von Kriminalität für weniger attraktiv als nachträgliche Sanktionen oder aufwändige Straftäterbehandlungen? Dennoch ist die Prävention ein vergleichsweise junges Handlungsfeld und ihre Popularisierung keine Erfindung der Sozialwissenschaften, sondern eng mit der Hygiene-Bewegung des 19. Jahrhunderts verknüpft (Brandtstädter & von Eye, 1982). Vermutlich ist gar die gesamte Menschheitsgeschichte eher dadurch gekennzeichnet, dass *nach* Problemen und

eben nicht im Vorfeld eines Problems, also präventiv reagiert wird. Oftmals werden gerade politische Aktivitäten erst dann eingeleitet, wenn sprichwörtlich das „Kind bereits in den Brunnen gefallen ist“. Diese Grundorientierung hat sicher eine Reihe von Gründen. Einer ist, dass unter kritischen Bedingungen, die auf begrenzte ökonomische Ressourcen oder geringe Problemsensibilisierung zurückzuführen sind, Krisenmanagement und nicht Prävention im Vordergrund steht. Dies gilt insbesondere, wenn eine Präventionsstrategie umfassend, d. h. auf ganze Populationen oder Gesellschaften ausgerichtet ist. Ein weiterer Grund für eine defizitäre Präventionsorientierung ist darin zu sehen, dass eine erfolgreiche Verhinderung von Problemen eine ganze Reihe von konzeptionellen Überlegungen und Voraus-

setzungen beinhaltet und keineswegs einfach ist. Diese Aspekte sollen Gegenstand des vorliegenden Beitrags sein. Er greift verschiedene Themen auf und konkretisiert die Überlegungen für den Bereich der Kriminalitätsprävention, wobei im Wesentlichen auf psychosoziale Formen und weniger auf politische, technische oder polizeiliche Präventionsmaßnahmen eingegangen werden soll, für die die Ausführungen allerdings in gleicher Weise zutreffen.

Unter Prävention werden in der sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Forschung gemeinhin Handlungen verstanden, die die Verhinderung von definierten Problemen beabsichtigen, sei es nun über die direkte Förderung von Individuen oder indirekt über die Veränderung ihrer sozialen und ökologischen Lebensbedingungen. Bis heute einflussreich ist dabei die Unterscheidung zwischen primärer, sekundärer und tertiärer Prävention, die auf Caplan (1964) zurückgeht. Danach hat primäre Prävention das Ziel, bestimmte Probleme gänzlich, sekundäre die Verfestigung von bereits vorhandenen Problemen und tertiäre Prävention Wiedererkrankungen und Folgeprobleme zu verhindern. Eine neuere Klassifikation, die mit dieser ursprünglichen Kategorisierung gelegentlich und fälschlicherweise gleichgesetzt wird, hat Gordon (1983) vorgelegt. Sie entstand aus der Kritik am o.g. Modell, das den Präventionsbegriff auf alle Arten von Interventionen (auch Therapie und Rehabilitation) ausdehnt. In der Unterscheidung zwischen universeller, selektiver und indizierter Prävention kommt zum Ausdruck, dass die Maßnahmen auf jene Handlungen beschränkt werden sollten, die ausschließlich *vor* dem zu vermeidenden Problem initiiert werden. Universelle

Prävention richtet sich danach an alle Personen einer definierten Population, selektive Prävention an Risikogruppen und indizierte Prävention an Personen, die bereits Anzeichen eines Problems oder Vorläuferprobleme aufweisen (die beiden letztgenannten Formen werden summarisch auch als gezielte Prävention bezeichnet).

Die neuere Präventionsgeschichte ist insbesondere durch international verstärkte Forschungsanstrengungen gekennzeichnet. Dies hat u.a. mit einer Neuausrichtung des Gesundheitswesens hin zu einer Gesundheits- im Gegensatz zu einer Krankheitsorientierung seit den 1990er Jahren zu tun, die sich auch im Gesetz zur Stärkung der Gesundheitsförderung und der Prävention (Präventionsgesetz) von 2015 wiederfindet. Hierzulande hat die psychosoziale Kriminalitätsprävention ganz sicher von dem 1990 vorgelegten Gewaltgutachten (vgl. Schwind, Baumann u. a., 1990) und der ausgiebigen Forschung zu Ursachen, Verläufen und zur Prävention von Kriminalität profitiert. Heute werden Präventionskonzepte seit gut einer Dekade verstärkt unter dem Aspekt der Evidenzbasierung diskutiert. Darunter wird die Notwendigkeit verstanden, professionelle (präventive) Handlungsstrategien und -empfehlungen auf geprüftes Wissen aus empirischen Untersuchungen zu ihrer Wirksamkeit zu stützen. Das Konzept der Evidenzbasierung ist eng mit dem Begriff „Prevention Science“ (dt. Präventionswissenschaft) verbunden und hat eine gewisse Popularität auch in der psychosozialen und pädagogischen Berufspraxis erlangt. Darin wird der Anspruch auf rational begründete Präventionsmodelle formuliert, der sicherstellen soll, dass die wirksamsten Maßnahmen zur Anwendung gelangen und Ressour-

cen bestmöglich genutzt werden. Das genannte Konzept der Evidenzbasierung vernachlässigt mit seinem besonderen Bezug auf empirische Untersuchungen zur Wirksamkeit allerdings andere wissenschaftliche Quellen wie epidemiologische Daten und Studien zur Kriminalitätsentwicklung für die Gestaltung und Beurteilung von Präventionsmaßnahmen. Betrachtet man Evidenzbasierung und Präventionswissenschaft breiter, lassen sich drei aufeinander aufbauende Aufgaben unterscheiden: (1) die Entwicklung einer Präventionsmaßnahme, (2) die systematische Evaluation einer Maßnahme und (3) die Implementation von Präventionsmaßnahmen in eine allgemeine Versorgungsstruktur. Auf diese Fragen soll im Folgenden eingegangen werden.

1. Die Entwicklung von Präventionsmaßnahmen

Wissenschaftliche Erkenntnisse oder Evidenzen sollten bereits bei der Konstruktion und Entwicklung von Maßnahmen und nicht erst a posteriori bei der Überprüfung ihrer Wirksamkeit zum Einsatz kommen. Zu diesem Zweck haben wir ein erweitertes Modell der Evidenzbasierung (oder allgemeiner) wissenschaftlichen Fundierung von Präventionsmaßnahmen vorgeschlagen (vgl. Beelmann, 2015). Danach lassen sich drei Aspekte bei der Entwicklung von Präventionsmaßnahmen nennen, die eine rationale Auseinandersetzung verlangen: die grundsätzliche Legitimation, eine Programmtheorie zur Begründung der konkreten Präventionsziele sowie schließlich eine Interventions- theorie zur Begründung des Durchführungskonzepts.

1.1 Grundsätzliche Legitimation

Präventives Handeln ist wie jede Form professionellen Eingreifens letztlich auf *Veränderung* ausgerichtet (z. B. Veränderung menschlichen Verhaltens, Erweiterung von Kompetenzen, Veränderung von Umwelten) und muss, da es sich um ein Eingreifen in menschliche Entwicklungsprozesse handelt, entsprechend legitimiert werden. Daher ist es nötig, am Beginn einer neuen Präventionsmaßnahme zu begründen, warum besondere Maßnahmen eingeleitet werden sollen. Dabei sind mindestens folgende Aspekte zu unterscheiden:

- *Indikation der Maßnahmen:* Handelt es sich um ein bedeutsames Problem, das einer besonderen und professionellen Maßnahme bedarf? Dazu gehört auch, dass eine hinreichend gute Prognose über das Auftreten eines Problems zum Präventionszeitpunkt vorliegt.
- *Zielgruppe und Präventionsstrategie:* Welche Zielgruppe (hinsichtlich z. B. Alter, Kriminalitätsrisiko) soll adressiert werden und warum (z. B. universelle oder gezielte Präventionsmaßnahmen)?
- *Überlegungen zur Angemessenheit der Eingriffsintensität* (beim Individuum oder in Umwelten, z. B. Informationskampagnen mit geringer, individuelle Förderung mit hoher Eingriffsintensität).
- *Handlungsalternativen:* Gibt es Alternativen zur angedachten Präventionsmaßnahme, die u. U. angemessener sind und mehr Erfolg versprechen (z. B. politische oder gesetzgeberische Maßnahmen als Ersatz für psychosoziale Programme)?

Zur Beantwortung dieser Fragen müssen einerseits epidemiologische Daten herangezogen werden, die Auskunft über die Häufigkeit und Schwere der Probleme liefern. Im Bereich der Kriminalprävention sind dies z. B. Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik, die über Art und Häufigkeit von Straftaten informiert und diese z. B. nach Geschlecht und Alter der Tatverdächtigen aufschlüsselt. Andererseits sind strategische Überlegungen zur Präventionsausrichtung sowie Risikoabwägungen und Daten zur Erreichbarkeit der geplanten Zielgruppe notwendig. Universelle Maßnahmen eignen sich z. B. dann, wenn hohe Prävalenzzahlen vorliegen, selektive, wenn klar definierte Risikogruppen vorliegen, die leicht erreicht werden können (vgl. Beelmann & Raabe, 2007). Derartige Überlegungen sind in der Regel anspruchsvoll, weil etwa eingeschätzt werden muss, wer einer Maßnahme dringend bedarf und ob mit einem Angebot ggf. sogar Stigmatisierungsprobleme auftreten können (z. B. bei der Auswahl von Personen mit Migrationshintergrund für eine Präventionsmaßnahme).

1.2 Formulierung einer Programmtheorie

Zur wissenschaftlichen Fundierung von Präventionsmaßnahmen ist es neben den angesprochenen legitimatorischen Überlegungen selbstverständlich von großer Bedeutung, die spezifischen Veränderungsziele der Maßnahmen aus der wissenschaftlichen Forschung abzuleiten. Dabei geht es konkret um die Frage, durch welche Veränderungen beim Individuum oder in der sozialen Umwelt die Vermeidung von Kriminalität erreicht werden sollen (z. B. durch Stärkung der sozialen Kompetenz, durch verstärkte Polizeikontrolle, etc.).

Im Rahmen einer rationalen Präventionswissenschaft sollte die inhaltliche Planung zuvorderst auf Basis von Erkenntnissen zu den Ursachen der Probleme, die vermieden werden sollen, geschehen. Die konkreten Ziele der Maßnahmen ergeben sich somit nicht aus Plausibilitätsüberlegungen oder subjektiven Theorien über die Entstehung von Kriminalität, sondern sollten aus geprüften Erkenntnissen zu Kriminalitätsursachen erfolgen. Im Bereich der Kriminalität liegt dazu mittlerweile ein fundiertes empirisches Wissen vor (Beelmann, 2018a; Beelmann & Raabe, 2007; Bliesener, Beelmann & Stemmler, 2012; Farrington, Gaffney & Ttofi, 2017), das über verschiedene Informationsquellen genutzt werden kann. Dazu gehören:

- *Informationen zu Risiko- und Schutzfaktoren.* Sie geben Hinweise, welche Faktoren zur Kriminalitätsentstehung beitragen (Risikofaktoren) oder in der Lage sind, vor der Entstehung von Kriminalität zu schützen (Schutzfaktoren). Nachteil: Der Einfluss von Einzelfaktoren ist begrenzt, da sich Kriminalität aus unterschiedlichen Gründen entwickeln kann und nur auf Basis multipler Ursachen zu verstehen ist. Eine Orientierung von Präventionsmaßnahmen an einzelnen Faktoren kann daher auch nur begrenzte Auswirkungen haben.
- *Theorien und Verlaufsformen der Kriminalität.* Geprüfte Theorien der Kriminalität geben einen umfassenderen Überblick auf die Kriminalitätsentstehung. Sie sind daher bessere Informationsquellen für die inhaltlichen Ziele von Präventionsmaßnahmen. Allerdings: Die Theorien müssen empirisch geprüft sein und ihre Annahmen nicht einfach

durch Behauptungen belegt werden. Daher eignen sich die verschiedenen Kriminalitätstheorien auch in unterschiedlichem Maße zur Gestaltung von Präventionsmaßnahmen und führen zu unterschiedlichen Präventionskonzepten. Beispielsweise würden situationsbezogene Kriminalitätstheorien, die an der Gelegenheitsstruktur von Kriminalität ansetzen, eher zu technischen Präventionsmaßnahmen (z.B. Sicherheitstechnik, verstärkte Polizeikontrollen) führen. Für die Gestaltung von Maßnahmen der Kriminalitätsprävention haben sich vor allem entwicklungsorientierte Kriminalitätskonzeptionen bewährt, die kriminelle Karrieren aus einem Zusammenspiel altersspezifischer Risiko- und Schutzfaktoren erklären (Beelmann & Raabe, 2007) und damit versuchen, möglichst frühzeitig solche Entwicklungspfade zu verhindern. Derartige Überlegungen führen beispielsweise zu Programmen, die die Förderung von bestimmten Fertigkeiten (z.B. soziale Kompetenz) etwa im Grundschulalter adressieren, oder zu Maßnahmen, die an der Reduktion von negativen Einflüssen auf die Entwicklung (z.B. dysfunktionales Erziehungsverhalten der Eltern) ansetzen (Beelmann, 2022).

Neben diesen Informationsquellen existieren weitere Erkenntnisse, die für die inhaltliche Planung von Präventionsmaßnahmen von Bedeutung sein können:

- *Bisherige Erkenntnisse aus der Wirksamkeitsforschung.* Nicht nur Ursachen, sondern auch Ergebnisse von Evaluationsstudien können wertvolle Hinweise dafür liefern, welche Maßnahmen ergriffen werden müssen, um

Kriminalität zu verhindern. An dem Wissen, was gewirkt hat (bzw. auch, was nicht gewirkt hat) können sich neue Maßnahmen orientieren. Auch hierzu liegen vielfältige Ergebnisse vor (Beelmann & Raabe, 2009; Farrington et al., 2017; Weisburd, Farrington & Gill, 2016). Am besten geeignet sind systematische Ergebniszusammenfassungen (z.B. Meta-Analysen), in denen kumulative Evidenzen ermittelt und damit konkrete Hinweise geben werden, welche Konzepte sich bislang mit welchen Inhalten als besonders vielversprechend erwiesen haben.

- *Erkenntnisse über positive Jugendentwicklung.* Ist man speziell an einer Prävention von Kriminalität bei jungen Menschen interessiert, lassen sich Präventionsinhalte sehr allgemein aus Forschungsarbeiten ableiten, die sich mit der Frage beschäftigen, was Jugendliche für eine gesunde psychische und soziale Entwicklung brauchen (Catalano et al., 2004). Diese Fragen sind im Rahmen von Arbeiten zur positiven Jugendentwicklung intensiv behandelt worden (vgl. Silbereisen & Lerner, 2007). Eines dieser Modelle geht z.B. davon aus, dass junge Menschen positive Erfahrungen und Fertigkeiten in fünf Bereichen (Kompetenz, Vertrauen, Bindung, Charakter, Fürsorge/Mitgefühl) erwerben sollten, um sich gesund zu entwickeln und positiv zum Gemeinwesen und zur Gesellschaft beizutragen (Lerner, 2004). Aus diesem Modell lassen sich Präventionsziele ableiten, die zwar sehr allgemein die menschliche Entwicklung betreffen, aber dadurch auch für die Kriminalitätsprävention bedeutsam sind (vgl. z.B. Benson & Scales, 2009).

1.3 Begründete Konzeptionen der Interventionsdurchführung (Interventionstheorie)

Die bislang dargestellten Überlegungen reichen für eine evidenzbasierte Konzeptentwicklung nicht aus. Für die Umsetzung von Präventionsmaßnahmen sind eine Reihe weiterer Faktoren von Bedeutung, die sich auf die konkrete Durchführung und die Durchführungsbedingungen einer Maßnahme beziehen. Derartige Überlegungen betreffen salopp gesprochen das *Wie* einer Präventionsmaßnahme, für das eine Reihe von relevanten Merkmalen genannt werden können:

- das *Angebot und die Angebotsstruktur*, da nicht selten Zielgruppen adressiert werden, die schwer zu erreichen, zumindest aber schwer für psychosoziale Maßnahmen zu motivieren sind,
- die *Intensität*, d.h. wie umfangreich ist die Maßnahme hinsichtlich des zeitlichen Aufwands und der Dauer geplant,
- die *angewandten Methoden* (z.B. Informationsvermittlung, Psychoedukation, Übungen und Rollenspiele, Bearbeitung hypothetischer Konfliktsituationen),
- die *Didaktik* (u.a. Aufbau des Präventionskonzepts, Anzahl und Abfolge der Lerneinheiten, Rolle des Administrators)
- die *Administration/Administratoren* (Durchführung der Maßnahmen, notwendige Qualifikationen),
- das *Setting* (Durchführungskontext der Maßnahmen),
- die *Ressourcen* (finanzielle und logistische Voraussetzungen der Durchführung).

Die Fülle der Überlegungen zeigt, dass es keineswegs einfach ist, evidenzbasierte Präventionskonzepte im Sinne einer rationalen Präventionswissenschaft zu ent-

wickeln. Und nicht für jede Frage liegen empirische Erkenntnisse in einem ausreichenden Maße vor. Gleichwohl handelt es sich um Aspekte von beträchtlicher Relevanz, die auch Kostenerwägungen einschließen (z.B. bei der geplanten Intensität). Allgemein kann davon ausgegangen werden, dass der Einfluss der genannten Durchführungsmerkmale (Intensität, Methodik, Didaktik, Professionalität der Provider/Administratoren, Rahmenbedingungen) auf die Wirksamkeit ähnlich groß ist wie der von inhaltlichen Faktoren. Eine evidenzbasierte Entwicklung von Präventionsmaßnahmen setzt daher neben grundsätzlichen Überlegungen der Legitimation und einer forschungsbasierten Ableitung von konkreten Maßnahmeninhalten auch ein entsprechend gestaltetes Durchführungskonzept voraus. Die wichtigsten Informationsquellen sind auch hier empirische Studien zum Einfluss der genannten Dimensionen/Aspekte, die nicht selten in systematischen Ergebniszusammenfassungen (z. B. Meta-Analysen) im Rahmen von Moderationsanalysen untersucht werden. So wurde etwa wiederholt gezeigt, dass eine mittlere Intensität von Maßnahmen in der Regel wenig umfangreichen Kurzzeitprogrammen und sehr intensiven Präventionskonzepten vorzuziehen ist (z.B. Beelmann, Pfost & Schmitt, 2014). Einerseits braucht es offenbar eine gewisse Intensität, um Veränderungsprozesse einzuleiten, andererseits leiden zu umfangreiche Konzepte häufig an Umsetzungsproblemen wie etwa der nachlassenden Motivation der Zielgruppe.

1.4 Typen psychosozialer Präventionskonzepte

Wir haben an anderer Stelle die Abgrenzung zwischen politischer, polizeilicher und

psychosozialer Präventionsarbeit vorgenommen (Beelmann & Raabe, 2007). Bei den psychosozialen Ansätzen hat sich mittlerweile eine breite Präventionslandschaft herausgebildet, die unterschiedliche Konzepte umfasst, wobei auch Mischformen auftreten können. Beliebte Formen der Präventionsarbeit sind z.B. *Öffentlichkeitskampagnen*, die auf Informationsvermittlung und Problemsensibilisierung setzen. Solche Formen sind in der Regel an die Gesamtbevölkerung gerichtet, relativ kostengünstig und gehen davon aus, dass Informationsdefizite vorliegen. Zur Wirksamkeit liegen allerdings durchaus ernüchternde Bilanzen vor (Beelmann, 2006). In der psychosozialen Kriminalitätsprävention sind Öffentlichkeitskampagnen und Informationsvermittlung eher selten und werden zumeist als ergänzende Teile z.B. in der Opferprävention eingesetzt. Häufig werden dagegen *Präventionsprogramme* genutzt, die in der Regel durch eine aufeinander aufbauende und begrenzte Anzahl von Übungssitzungen bestehen, in denen kritische Fertigkeiten durch unterschiedliche Methoden vermittelt und geübt werden sollen (z.B. im Rahmen sozialer Trainings). Zunehmend werden dabei auch digitale Vermittlungsformen (z.B. Apps) eingesetzt. *Umfangreiche und kombinierte Hilfsangebote* liegen zum Beispiel mit den frühen Familienhilfen (Frühförderung) vor, die neben einer Förderung entwicklungsgefährdeter Kinder auch die Ausbildung von Eltern sowie Hilfsangebote für die ganze Familie umfassen und in der Regel für längere Entwicklungsphasen angeboten werden. Solche Maßnahmen sind gerade in der Kriminalitätsprävention besonders prominent geworden, weil zum Teil sehr langfristige Nachfolgestudien mit relativ guten Erfolgsbilanzen vorliegen (Reynolds et al.,

2010). Eine vierte und letzte Gruppe von Maßnahmen hat das Ziel, durch die *Gestaltung von Entwicklungsumwelten* und Bildungsmöglichkeiten zur Prävention von Kriminalität beizutragen. Solche Maßnahmen setzen zum Beispiel bei der Förderung des Erziehungsverhaltens bei Eltern an, können aber auch breiter gedacht werden, etwa als kommunale Präventionsnetzwerke wie beim *Community-that-Cares-Modell* (Groeger-Roth & Marks, 2015) oder neueren Modellen der Präventionsarbeit, die in der angloamerikanischen Literatur als *Nurturing-Ansätze* (Biglan, 2018; Biglan et al., 2012) und in der deutschsprachigen Literatur (mit stärkerem Fokus auf politische Aktivitäten und Gesellschaftskritik) schon seit längerem als *Verhältnisprävention* (z.B. über die Verbesserungen in Schul-, Ausbildungs- und Sozialhilfesysteme) diskutiert werden.

2. Evaluation von Präventionsmaßnahmen

2.1 Art und Rangfolge von Evidenzen

Neben der wissenschaftlich fundierten Entwicklung darf die systematische Evaluation von Maßnahmen als ein wichtiger Baustein der Evidenzbasierung betrachtet werden. Allerdings bestehen bestimmte Beurteilungsprobleme, die mit der Konkretisierung von wissenschaftlicher Evidenz zusammenhängen. Zwar liegen umfangreiche Standards vor (Gottfredson et al., 2015), ihre konkrete Anwendung wird jedoch uneinheitlich gehandhabt (Burkhardt et al., 2015). Welche Evidenzen somit genau vorliegen müssen, um als eine evidenzbasierte Maßnahme zu gelten, ist diskutabel und keineswegs allgemein anerkannt. In der empirisch orientierten Eva-

lationsforschung hat sich allerdings eine weitgehend akzeptierte Rangfolge von Untersuchungen etabliert, die die Qualität und die Reichweite von Wirkungsevaluationen betreffen:

- *Kumulative Evidenzen.* Systematische Ergebnisbilanzen, wie sie etwa in Meta-Analysen vorgenommen werden, bringen die zuverlässigsten Ergebnisse hinsichtlich eines bestimmten Präventionsansatzes. So haben wir zum Beispiel in einer Reihe von Arbeiten zeigen können, dass soziale Trainingsprogramme in der Lage sind, bei unterschiedlichen Altersgruppen positive Effekte im Hinblick auf das Sozialverhalten zu erzielen und dissoziale Entwicklungen zu verhindern (zuletzt Beelmann & Lösel, 2021). Völlig unkritisch sind aber auch solche Ergebnisse nicht, weil die Einzeleffekte der Studien zum Teil stark variieren und somit mittlere Werte mit Vorsicht zu genießen sind (mehr dazu weiter unten).
- *Hochwertige Evaluationsstudien.* Unter hochwertigen Evaluationsstudien sind Untersuchungen zu verstehen, die so konzipiert sind, dass bestimmte Fehlerquellen bestmöglich kontrolliert oder gar ausgeschaltet werden (Beelmann & Hercher, 2016). Zur Beurteilung der methodischen Qualität einer Untersuchung sind leider vielfältige Überlegungen und Kenntnisse von Nöten. Allgemein wird davon ausgegangen, dass randomisierte Experimente die höchste Aussagekraft haben, weil sie eine gute Kausalinterpretation erlauben. Alle methodischen Probleme können jedoch auch mit solchen Designs nicht gelöst werden. Zum Beispiel bleibt das Risiko eines hohen systematischen Ausfalls (drop-out) von Personen, die an den

Studien zunächst teilnahmen, nach wie vor bestehen.

- *Unkontrollierte Studien.* In der Präventionsforschung existieren neben hochwertigen kontrollierten Studien auch zahlreiche Varianten von unkontrollierten oder schlecht kontrollierten Untersuchungen, deren Aussagekraft deutlich eingeschränkt ist. Dazu gehören reine Vorher-Nachher-Untersuchungen ohne Vergleichsgruppe sowie auch eine Vielzahl von Untersuchungen, die allein die Zufriedenheit von Teilnehmern erfassen. Solche oder ähnliche Studien sind nicht grundsätzlich wertlos, weisen aber ein hohes Risiko von Ergebnisverzerrungen auf.
- *Anekdotische Evidenzen* betreffen Fallberichte oder Einzelerfahrungen, die vor allem in neuen Präventionsfeldern von großer Bedeutung sein können, aber insgesamt das Problem der mangelnden Generalisierung und beschränkten Kausalinterpretation haben. Teilweise wirken solche Berichte auch arg legitimatorisch, wenn ausschließlich Positives berichtet wird, was zumindest den Eindruck einer selektiven Berichterstattung hinterlässt.

2.2 Ergebnisse der Präventionsforschung im Bereich der Kriminalitätsprävention

Für die integrative Bewertung von Präventionsmaßnahmen kann heute auf zahlreiche Meta-Analysen und systematische Forschungsreviews zurückgegriffen werden, in denen der Kenntnisstand umfassend bilanziert wird (vgl. weiterführend Beelmann, 2006; Sandler et al., 2014; O'Connell, Boat & Werner, 2009). Dies gilt auch und in besonderem Maße für die Gewalt- und Kriminalitätsprävention (vgl.

Beelmann & Raabe, 2009; Farrington et al., 2017; Matjasko et al., 2012). Beelmann und Raabe (2009) konnten zum Beispiel in einer Zusammenfassung von insgesamt 28 Meta-Analysen mit über 1.000 kontrollierten Wirksamkeitsstudien Effektstärken im schwach positiven bis moderaten Bereich ($d = 0.20$ bis 0.50) feststellen. Praktisch bedeuten diese Werte, dass von Besserungsraten von 10 % bis 30 % durch Präventionsmaßnahmen auszugehen ist. Mit den besten Konzepten sind wir also in der Lage, der Kriminalitätsentstehung wirksam vorzubeugen. Dies ist nicht allein im Sinne der Verhinderung von Täterbiographien erwähnenswert, sondern auch für die Vermeidung von Opfern und der Einsparung von erheblichen Kosten, die durch Kriminalität entstehen.

Trotz dieser grundsätzlichen Wirkungsbestätigung deutet der Forschungsstand gleichwohl auf verschiedene einschränkende Befunde hin, die es zu beachten gilt (vgl. Beelmann, 2012; Beelmann & Raabe, 2009). So sind erstens die Ergebnisse von Meta-Analysen summarische Statistiken, in denen die Ergebnisse misslungener Präventionsversuche oder gar negative Wirkungen von Präventionsmaßnahmen nicht unmittelbar zum Ausdruck kommen. In Einzelfällen können solche Ergebnisse allerdings auftreten, wie es zum Beispiel in der Drogenprävention bei Abschreckungsszenarien und reinen Aufklärungs- und Informationskampagnen bereits nachgewiesen werden konnte (Beelmann, 2006). Zweitens sind die erzielten Präventionseffekte vor allem kurzfristig gemessen worden. Längerfristige Nachfolgeuntersuchungen über mehrere Jahre sind relativ selten. Dies ist auch deshalb bedauerlich, weil zumeist Zielgruppen adressiert werden, bei denen streng genom-

men kurzfristig keine hohen Effekte zu erwarten sind, da sie nicht oder kaum mit Problemen belastet sind (manchmal – eigentlich unzutreffend – als Präventionsparadox bezeichnet). Präventionsmaßnahmen sollten sich daher vor allem längerfristig auszahlen, wenn in Vergleichsgruppen die Inzidenz von Kriminalität oder anderer Probleme mit der Zeit zunimmt. Drittens weisen die Ergebnisse von Präventionsstudien eine große Variationsbreite auf, die eine differentielle Perspektive nahelegt. Die Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen ist generell das Ergebnis zahlreicher Faktoren, die zum Beispiel die Programminhalte, Merkmale der Zielgruppen, Durchführungs- und Implementationsmerkmale, die Art der Erfolgsmessung und schließlich auch die forschungsmethodische Qualität der Untersuchungen betreffen (Beelmann, 2006; Beelmann et al., 2014; Beelmann & Raabe, 2009; Lösel, 2012). Daher sind allgemeine Wirksamkeitsaussagen häufig zu undifferenziert und eine genauere Betrachtung der Befunde unabdingbar. Als differenzielle Ergebnisse der Kriminalprävention lassen sich folgende Befunde zusammenfassend nennen (vgl. detailliert Beelmann, 2018b, 2022).

- In Bezug auf unterschiedliche Präventionsansätze zeigen soziale Trainingsprogramme zur Förderung sozial-kognitiver (Empathie, Problemlösung) und verhaltensbezogener Fertigkeiten für Kinder und Jugendliche (Beelmann & Lösel, 2021), Elterntrainingsprogramme zur Förderung der Erziehungskompetenz (Beelmann, Arnold & Hercher, in press), frühe Familienhilfen mit umfangreichen Hilfsangeboten (Dekovics et al., 2011) sowie schulische Modelle der Gewaltprävention (z. B. Anti-Bully-

ing-Programme; Gaffney, Ttofi & Farrington, 2019) die besten Wirkungsbilanzen.

- Besonders zu empfehlen sind frühe Familienhilfen für Risikogruppen (z. B. Familien in prekären Lebensverhältnissen mit multiplen Risiken), für die auch zum Teil eindrucksvolle Langzeiteffekte vorliegen (vgl. Dekovics et al., 2011; Reynolds et al., 2010).
- Über alle Maßnahmen hinweg hat sich eine gute entwicklungstheoretische Orientierung der Programme (z. B. an Risiko- und Schutzfaktoren, geprüften Entwicklungsmodellen) als besonders lohnend erwiesen (siehe oben). Für Präventionspraktiker heißt dies, dass sie nicht nur über fundiertes Praxiswissen verfügen sollten, sondern auch über die Grundlagen der Kriminalitätsentstehung im Entwicklungsverlauf und die Wirkungsprinzipien der Programme Bescheid wissen müssen.
- Trotz der relativ guten Bilanzen muss konstatiert werden, dass die bisherigen Befunde vor allem Kurzzeiteffekte widerspiegeln und die Maßnahmen keineswegs dazu führen, dass Kriminalität gänzlich verhindert werden kann. Zukünftig sollten Modelle entwickelt und angewandt werden, die zu unterschiedlichen Alterszeitpunkten unterschiedliche Maßnahmen miteinander kombinieren, um kumulative Präventionseffekte zu erzeugen.
- Interaktive Formate erwiesen sich vor allem für junge Zielgruppen als wirksamer als reine Informationsprogramme, die nur begrenzte Auswirkungen haben.
- Entgegen der landläufigen Meinung, dass für Präventionsmaßnahmen „je früher, desto besser“ gilt, zeigt sich kein unmittelbarer Zusammenhang

zwischen dem Alter der Zielgruppe und der Wirksamkeit der Maßnahmen. Vielmehr ist anzuraten, dass Maßnahmen alters- bzw. entwicklungsspezifisch angeboten werden sollten. Ansonsten besteht ggf. auch die Gefahr von Überforderungen, wenn zum Beispiel die notwendigen kognitiven Voraussetzungen nicht vorliegen. Prävention lohnt sich also in jedem Alter und sollte rechtzeitig, aber entwicklungsangemessen erfolgen.

- Wichtig scheint zudem eine gute/niedrigschwellige Angebotsstruktur zu sein, um insbesondere Risikogruppen zur Teilnahme zu motivieren.
- Schließlich hat sich im Hinblick auf die Präventionspraxis eine gute kommunale Vernetzung der Maßnahmen als hilfreich erwiesen. Modelle wie *Community-that-Cares* (Groeger-Roth & Marks, 2015), das beispielsweise in Niedersachsen implementiert werden konnte, verweisen auf die Notwendigkeit einer nachhaltigen Verankerung in kommunale Versorgungsstrukturen, damit die Maßnahmen auch in der Fläche und nicht nur als Pilotprojekte angewandt werden. Dies kennzeichnet den Übergang zum dritten und letzten Aspekt einer rationalen Präventionswissenschaft, nämlich der Implementation.

3. Implementation von Präventionsmaßnahmen

Die Implementation von Präventionsangeboten steht am Ende einer langen Kette eines umfangreichen Entwicklungs- und Anwendungsprozesses und betrifft die letztlich entscheidende Stufe des Wissens- und Technologietransfers in die psychosoziale Versorgung. Für eine geeig-

nete Präventionsmaßnahme sind daher nicht nur die skizzierten Inhalte und Durchführungsmerkmale sowie die (oftmals in Pilotprojekten erzielten) Erfolgsbilanzen wichtig. Entscheidend ist darüber hinaus, ob und wie Maßnahmen in der Präventionspraxis tatsächlich implementiert und umgesetzt werden (Beelmann & Karing 2014; vgl. auch den Beitrag von Suhling & Guéridon, 2022, in diesem Heft). Vom Kommunikationsprozess zwischen Wissenschaft auf der einen und Praxis und Politik auf der anderen Seite hängt es schließlich ab, ob die erwünschten Erfolge tatsächlich erzielt werden oder die Maßnahmen an der Praxisanwendung scheitern (Bromme & Beelmann, 2018).

Übersichtsarbeiten zur Umsetzung evidenzbasierter Präventionsmaßnahmen unterstreichen zunächst die Vielfältigkeit und wechselseitige Abhängigkeit von Implementationsfaktoren (vgl. z. B. Beelmann & Karing, 2014; Durlak & DuPre, 2008; Meyers, Durlak & Wandersman, 2012; Rohrbach et al., 2006). Dabei können folgende Bereiche unterschieden werden: Merkmale des Programms, individuelle Merkmale der Administratoren und der Zielgruppe, institutionelle und organisationsbezogene Faktoren sowie schließlich politische und gesellschaftliche Aspekte der Einbettung präventiver Maßnahmen im Rahmen psychosozialer Versorgungssysteme.

Programm-Merkmale. Eine konzepttreue Anwendung von Präventionsmaßnahmen, zumal wenn sie neu in der Praxis etabliert werden sollen, kann nicht in allen Fällen vorausgesetzt werden. Daher ist es nötig, ihre Anwendung nicht nur detailliert zu dokumentieren (z. B. in entsprechenden Manualen), sondern auch die Verfüg-

barkeit in der Praxis zu gewährleisten, für ihre Anwendung auszubilden und ggf. weitere Service-Angebote bereitzustellen (z. B. Service-Hotline bei Rückfragen und Umsetzungsschwierigkeiten). Die Implementationsforschung zeigt, dass Maßnahmen, die aktiv die Implementation in die Fläche bei der Konstruktion und Vermarktung berücksichtigen, deutlich intensiver und erfolgreicher genutzt werden. So sollten etwa die notwendigen Materialien verfügbar, bezahlbar sein und ggf. aktualisiert und z. B. durch neuere Materialien ergänzt oder ersetzt werden können. Hinweise zur flexiblen Anwendung in unterschiedlichen Settings helfen, die Durchführung an konkrete Kontextbedingungen anzupassen (Castro, Barrera & Holeran-Steiker, 2010; Durlak & DuPre, 2008). Systematische Vergleiche zwischen unterschiedlichen Formen von Programm-Konstruktionen zeigen, dass kultursensitive Neuentwicklungen und entsprechend angepasste Maßnahmen in der Regel zu höheren Wirkungen führen als etwa detailgetreue Übersetzungen internationaler Programme (Sundell et al., 2016).

Individuelle Faktoren. Individuelle Faktoren betreffen einerseits Merkmale und Einstellungen der Anwender bzw. Programmadministratoren sowie deren Implementationsverhalten und andererseits das Verhalten und Merkmale der präventiven Zielgruppen. Auf Administratorenseite sind professionelle Kompetenzen, das Engagement sowie bestimmte Einstellungen zum Programm bedeutsam, die sich insbesondere darauf auswirken, ob Maßnahmen und Programme mit einer hohen Konzepttreue und Motivation umgesetzt werden. Dazu sind zunächst ein gewisser Ausbildungsstand und spezifisches Anwendungswissen des konkreten

Programms nötig, das durch Weiterbildung gesichert werden sollte. Auch Supervision bzw. ein systematisches Monitoring während der Durchführung, ggf. als Serviceleistung der Programm-Entwickler, wirken implementationsförderlich. Sie dienen auch der Sicherstellung von Durchführungsmotivation und entsprechenden Einstellungen zum Programm, denn tatsächlich haben sich solche Faktoren als einflussreich erwiesen (Durlak & DuPre, 2008). Dabei kommt es vor allem auf die sogenannte Tiefenstruktur eines Programms, d. h. seine veränderungstheoretischen Grundlagen (siehe die Ausführungen zur Entwicklung von Präventionsprogrammen) im Gegensatz zur sogenannten Oberflächenstruktur, z. B. den verwendeten Materialien oder angewandten Methoden, an (vgl. Resicow et al., 2000), über die in Praxiskontexten oftmals häufiger diskutiert wird. Administratoren sollten also von den zugrundeliegenden Entwicklungskonzepten und Anwendungsprinzipien der Maßnahme Bescheid wissen, um eine hochwertige Umsetzung sicher zu stellen.

Bedeutsame Implementationsfragen bestehen jedoch nicht allein auf Seiten der Administratoren. Auch das Verhalten und die Einstellungen der Zielgruppe sind in Implementationsstudien mehrfach untersucht worden. Sie befassen sich vor allem mit Fragen der Programm-Compliance und der Kooperation der Teilnehmer. Insbesondere bei bereits belasteten Zielgruppen, für die viele Maßnahmen entwickelt wurden, treten häufig Defizite in der Teilnahmemotivation auf (Lösel, 2012). Dabei wird die Inanspruchnahme sowohl durch die Angebotsattraktivität als auch durch eine Reihe von Teilnahmebarrieren (z. B. langer Weg zum Trainingsort, hoher

Zeitaufwand) beeinflusst. Als positiv erwiesen sich etwa das Angebot begleitender Dienste (z. B. Transportservice zum Trainingsort), aber auch individualisierte Sitzungen im Rahmen von Hausbesuchen sowie video- und internetunterstützte Beratungsangebote und monetäre Anreize (Snell-Johns, Mendez & Smith, 2004). Generell können hohe Ausfallraten und unkooperatives Verhalten von Präventionsteilnehmern während der Maßnahmen auf unterschiedliche Implementationsprobleme hinweisen (hohe Teilnahmebarrieren wie der zeitliche Aufwand, geringes Vertrauen zu oder Kompetenzzuschreibungen an den Administratoren, mangelnde Passung zwischen Präventionsmethoden und -inhalten und dem Lernstil bzw. den kognitiven und sprachlichen Voraussetzungen der Zielgruppe). Derartige Probleme sind nicht zu unterschätzen, denn sie können auch zu Negativ-Wirkungen z. B. durch Sensibilisierungseffekte führen (Beelmann, 2018c), wenn Teile der Zielgruppe zwar auf Probleme aufmerksam gemacht werden, aber die Aneignung von Lösungsstrategien misslingt. Eine Überprüfung der Mitarbeit und Kooperation sowie ggf. eine Anpassung der Strategien an die Teilnehmer mit suboptimalem Kooperationsverhalten ist zur Vermeidung von unerwünschten Nebenwirkungen, zumindest in manchen Präventionsbereichen, oftmals unerlässlich.

Institutionelle Faktoren. Auf institutioneller Ebene haben Implementationsprozesse mit Merkmalen und Kommunikationsstrukturen der beteiligten Institutionen sowie mit Interessen und Einstellungen auf Organisationsebene (etwa zur Notwendigkeit von Prävention) zu tun. Faktoren wie das Institutionsklima (z. B. in Kindertagesstätten und Schulen) stellen

offenbar Rahmenbedingungen professionellen Handelns von grundsätzlicher Bedeutung dar. So erwiesen sich positive Merkmale des Schulklimas wie eine gemeinsame Entscheidungsfindung, Vertrautheit, Offenheit, Kooperation und Zusammenarbeit des Kollegiums für eine erfolgreiche Implementierung von Programmen im schulischen Kontext als entscheidend (z. B. Dusenbury, Brannigan, Falco & Hansen, 2003; Gregory, Henry & Schoeny, 2007; Payne & Eckart, 2010). Dagegen können Konflikte innerhalb der Institution die Programmimplementierung negativ beeinflussen (Dusenbury et al., 2003). Entsprechend sollten die Kooperation zwischen Lehrkräften bzw. zwischen Lehrkräften und Schulleitung im Rahmen einer gezielten Team- und Organisationsentwicklung vor der Durchführung eines Programms verbessert werden, um die Voraussetzungen für den Erfolg von Präventionsmaßnahmen im schulischen Kontext sicher zu stellen.

Fraglos spielen in diesem Zusammenhang auch Organisationsinteressen und -einstellungen, etwa zum Präventionsbedarf oder den Einschätzungen zum Implementationsaufwand bzw. die Störung alltäglicher Routinen und den erwarteten Nutzen eine Rolle. In aktuellen Schulbefragungen wird in der Regel ein hoher Bedarf an Präventionsmaßnahmen, insbesondere in den Bereichen Aggressivität, Gewalt und soziale Kompetenzen artikuliert (Karing et al., 2015). Zugleich verhindern offenbar verschiedene institutionelle Barrieren eine Umsetzung von Präventionsprogrammen (Karing et al., 2015) oder aber behindern ihren konzepttreuen Einsatz (Darios et al., 2008), wie z. B. fehlende finanzielle und personelle Ressourcen sowie praktische Unterstützung durch

Fortbildungen. Angesichts dieser Befunde und dem Umstand, dass Kindertagesstätten und Schulen sehr gut geeignete Präventionssettings darstellen (Beelmann, 2016), sollten Institutionen auf den Einsatz von Präventionsprogrammen besser vorbereitet werden, was nachweislich die Implementationsqualität und Nachhaltigkeit fördert (vgl. Tibbits et al., 2010).

Politische und gesellschaftliche Faktoren. Selbstverständlich ist die praktische Umsetzung von Präventionsmaßnahmen auch von politisch-administrativen und gesellschaftlichen Einflüssen abhängig. Insbesondere die Bereitstellung von Ressourcen und Versorgungsstrukturen für eine flächendeckende Disseminierung von Maßnahmen sowie die Vernetzung von beteiligten Organisationen auf kommunaler und überregionaler Ebene sind wesentliche Aspekte, die in der Regel auf politisch-administrativer Ebene entschieden werden und für eine nachhaltige Bereitstellung präventiver Angebote sorgen. Die erfolgreiche Implementation ist daher auch eine Frage der finanziellen und strukturellen Ressourcen, die eine Gesellschaft für Prävention bereitstellt, und Ausdruck des politischen Willens, Prävention vor anderen Zielen zu priorisieren. Die Überzeugung politischer Entscheidungsträger im Hinblick auf die Notwendigkeit, Wirksamkeit und Kosten-Effizienz von Präventionsmaßnahmen ist angesichts chronischer Finanzierungsprobleme auf allen politischen Ebenen wohl eine der größten Herausforderungen für eine nachhaltige Implementation.

4. Fazit

Die Präventionswissenschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem wichti-

gen Feld der interdisziplinären Interventionsforschung entwickelt. Neben zahlreichen Präventionsprogrammen, die heute auch im deutschen Sprachraum vorliegen (Lohaus & Domsch, 2021), existiert mittlerweile eine große Anzahl von hochwertigen Evaluationsstudien, die die Prävention als eine lohnende Investition ausweisen (z.B. Dodge et al., 2015; Lösel et al., 2009; Malti, Ribeau & Eisner, 2011; Schweinhardt, 2013). Dies kann im Bereich der Kriminalitätsprävention und in anderen Präventionsfeldern durchaus als Erfolgsgeschichte angesehen werden. Leider hat die Prävention von Verhaltensproblemen und die Kriminalitätsprävention keinen unmittelbaren Eingang in das 2015 in Kraft getretene nationale Präventionsgesetz gefunden, das stärker auf Gesundheitsförderung und Prävention bei körperlichen Erkrankungen ausgerichtet ist. Dennoch ist anzunehmen, dass die Präventionsforschung, die zahllosen Initiativen zur Kriminalitätsprävention in der Praxis, die Arbeit der Landespräventionsräte und die Aktivitäten des Deutschen Präventionstages (DPT) offenbar dazu beigetragen haben, dass die Belastungszahlen insbesondere im Bereich der Kriminalität von Jugendlichen und Jungerwachsenen in den letzten Jahren zum Teil deutlich gesunken sind (vgl. Polizeiliche Kriminalstatistik, Bundeskriminalamt, 2021). Die vorliegenden Ausführungen sollten indes deutlich gemacht haben, dass mehr möglich ist. Wir verfügen dank einer intensiven Präventionsforschung über zahlreiche Erkenntnisse, die – würden sie konsequent umgesetzt – die Präventionspraxis weiter professionalisieren könnten. Zugleich liegen weitere wichtige Aufgaben vor uns (Beermann, 2012; Beermann et al., 2018). Dazu gehören eine konsequentere Nutzung von Entwicklungswis-

sen bei der Konstruktion von Präventionsmaßnahmen, die Entwicklung von kumulativen Präventionskonzepten über die gesamte Spanne der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, die Ableitung von Präventionsprinzipien als Ergänzung zu evidenzbasierten Präventionsprogrammen, wie wir es im Bereich der Radikalisierungsforschung exemplarisch versucht haben (Beermann, 2021), sowie den Aufbau von Präventionssystemen als Alternative zur zeitlich befristeten Anwendung einzelner Präventionsprogramme im Rahmen von Pilotprojekten (Ghate, 2016).

5. Literatur

- Beermann, A. (2006). Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen bei Kindern und Jugendlichen. Ergebnisse und Implikationen der integrativen Erfolgsforschung. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 35, 151–162.
- Beermann, A. (2012). Perspektiven entwicklungsorientierter Kriminalprävention: Desiderate und zukünftige Herausforderungen. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie*, 6, 85–93.
- Beermann, A. (2015). Konstruktion und Entwicklung von Interventionsmaßnahmen. In W. Melzer, D. Hermann, U. Sandfuchs, M. Schäfer, W. Schubarth & P. Daschner (Hrsg.), *Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen* (S. 340–346). Klinkhardt.
- Beermann, A. (2016). Wirksamkeit schulischer Gesundheitsförderung und Prävention. In L. Bilz, G. Sudek, J. Bucksch, A. Klocke, P. Kolip, W. Melzer, U. Ravens-Sieberer & M. Richter (Hrsg.), *Schule und Gesundheit* (S. 267–283). BeltzJuventa.
- Beermann, A. (2018a). Dissoziales Verhalten. In B. Gniewosz & P. Titzmann (Hrsg.), *Handbuch Jugend* (S. 472–489). Kohlhammer.
- Beermann, A. (2018b). Entwicklungsorientierte Kriminalprävention: Wissenschaftliche Fundierung und Ergebnisse der Evaluation. In Walsh, M., Pniewski, B., Kober, M., Armbrorst,

A. (Hrsg.), *Evidenzorientierte Kriminalprävention in Deutschland* (S. 387–406). Springer.

Beelmann, A. (2018c). Vorurteilsprävention und Förderung von Toleranz. Konzeption und Wirksamkeit des Präventionsprogramms PARTS. In A. Beelmann (Hrsg.), *Toleranz und Radikalisierung in Zeiten sozialer Diversität. Beiträge aus den Sozialwissenschaften* (S. 9–27). Wochenschau Verlag.

Beelmann, A. (2021). Concept of and approaches toward a developmental prevention of radicalization: Promising strategies to keep young people away from political, religious and other forms of extremism. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform/Journal of Criminology and Penalty Reform*, 104, 298 bis 309.

Beelmann, A. (2022, im Druck). Entwicklungsorientierte Kriminalprävention. In T. Bliesener & G. Köhnken (Hrsg.), *Lehrbuch der Rechtspsychologie*. Huber.

Beelmann, A., Arnold, L. S. & Hercher, J. (in press). Parent training programs for preventing and treating antisocial behavior in children and adolescents: A comprehensive meta-analysis of international studies. *Aggression & Violent Behavior*.

Beelmann, A. & Hercher, J. (2016). Methodische Beurteilung von Evaluationsstudien im Bereich Gewalt- und Kriminalitätsprävention. Beschreibung und Begründung eines Methodenprofils. In Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention (DFK) (Hrsg.), *Entwicklungsförderung und Gewaltprävention 2015/2016. Aktuelle Beiträge aus Wissenschaft und Praxis* (S. 97–116). DFK.

Beelmann, A. & Karing, C. (2014). Implementationsfaktoren und -prozesse in der Präventionsforschung: Strategien, Probleme, Ergebnisse, Perspektiven. *Psychologische Rundschau*, 65, 129–139.

Beelmann, A. & Karing, C. (2022). Bildungspsychologische Prävention. In C. Spiel, T. Götz, P. Wagner, M. Lüftenegger & B. Schober (Hrsg.), *Bildungspsychologie* (2. Aufl., S. 289–315). Hogrefe.

Beelmann, A. & Lösel, F. (2021). A comprehensive meta-analysis of randomized evaluations on the effect of child social skills training on antisocial behavior. *Journal of Developmental and Life-course Criminology*, 7, 41–65.

Beelmann, A., Malti, T., Noam, G. & Sommer, S. (2018). Innovation and integrity: Desiderata and future directions for prevention and intervention science. *Prevention Science*, 19(3), 358–365.

Beelmann, A., Pfost, M. & Schmitt, C. (2014). Prävention und Gesundheitsförderung bei Kindern und Jugendlichen. Eine Meta-Analyse der deutschsprachigen Wirksamkeitsforschung. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 22, 1–14.

Beelmann, A. & Raabe, T. (2007). *Dissoziales Verhalten bei Kindern und Jugendlichen. Erscheinungsformen, Entwicklung, Prävention und Intervention*. Hogrefe.

Beelmann, A. & Raabe, T. (2009). The effects of preventing antisocial behavior and crime in childhood and adolescence: Results and implications of research reviews and meta-analyses. *International Journal of Developmental Science*, 3, 260–281.

Benson, P. L. & Scales, P. C. (2009) Positive youth development and the prevention of youth aggression and violence. *International Journal Developmental Science*, 3, 218–234

Biglan, A. (2018). The ultimate goal of prevention and the larger context for translation. *Prevention Science*, 19, 328–336.

Biglan, A., Flay, B. R., Embry, D. D. & Sandler, I. N. (2012). The critical role of nurturing environments for promoting human well-being. *American Psychologist*, 67, 257–271.

Bundeskriminalamt (2021). *Polizeiliche Kriminalstatistik 2021*. Wiesbaden: BKA. <https://www.bka.de>.

Bliesener, T., Beelmann, A. & Stemmler, M. (Hrsg.). (2012). *Antisocial behavior and crime. Contributions of developmental and evaluation research to prevention and intervention*. Hogrefe Publishing.

Brandtstädter, J. & Eye, A. von (1982). *Psychologische Prävention: Grundlagen, Programme, Methoden*. Huber.

Bromme, R. & Beelmann, A. (2018). Transfer entails communication: The public understanding of (social) science as Stage and Play for implementing evidence-based prevention knowledge and programs. *Prevention Science*, 19, 347–357.

Burkhardt, J. T., Schröter, D. C., Magura, S., Means, S. N., & Coryn, C. L. S. (2015). An over-

view of evidence-based program registers (EBPRs) for behavioral health. *Evaluation and Program Planning*, 48, 92–99.

Caplan, G. (1964). *Principles of Preventive Psychiatry*. Basic Books.

Catalano, R. F., Berglund, M. L., Ryan, J. A. M., Lonczak, H. S. & Hawkins, J. D. (2004). Positive youth development in the United States: Research findings on evaluations of positive youth development programs. *The Annals of the American Accademy of Political and Social Science*, 591, 98–124.

Castro, F. G., Barrera, Jr. M. & Holleran-Steiker, L. K. (2010). Issues and challenges in the design of culturally adapted evidence-based interventions. *Annual Review of Clinical Psychology*, 6, 213–239.

Dariotis, J. K., Bumbarger, B. K., Duncan, L. G. & Greenberg, M. T. (2008). How do implementation efforts relate to program adherence? Examining the role of organizational implementer, and program factors. *Journal of Community Psychology*, 36, 744–760.

Deković, M., Slagt, M. I., Asscher, J. J., Boldermaker, L., Eichelsheim, V. I. & Prinzie, P. (2011). Effects on early prevention programs on adult criminal offending: A meta-analysis. *Clinical Psychology Review*, 31, 532–544.

Dodge, K. A., Bierman, K. L., Coie, J. D., Greenberg, M. T., Lochman, J. E., McMahon, R. J. & Pinderhughes, E. E. (2015). Impact of early intervention on psychopathology, crime, and well-being at age 25. *American Journal of Psychiatry*, 172(1), 59–70.

Durlak, J. A. & DuPre, E. P. (2008). Implementation matters: A review of research on the influence of implementation on program outcomes and the factors affecting implementation. *American Journal of Community Psychology*, 41, 327–350.

Dusenbury, L., Brannigan, R., Falco, M. & Hansen, W. (2003). A review of research on fidelity of implementation: Implications for drug abuse prevention in school settings. *Health Education Research*, 18, 237–256.

Farrington, D. P., Gaffney, H., Lösel, F. & Ttofi, M. M. (2017). Systematic reviews of the effectiveness of developmental prevention programs in reducing delinquency, aggression, and bullying. *Aggression and Violent Behavior*, 33, 91–106.

Farrington, D. P., Gaffney, H. & Ttofi, M. M. (2017). Systematic reviews of explanatory risk factors for violence, offending, and delinquency. *Aggression and Violent Behavior*, 33, 24–36.

Gaffney, H., Ttofi, M. M. & Farrington, D. P. (2019). Evaluating the effectiveness of school-bullying prevention programs: An updated meta-analytical review. *Aggression and Violent Behavior*, 45, 111–133.

Ghate, D. (2016). From programs to systems: Deploying implementation science and practice for sustained real world effectiveness in services for children and families. *Journal of Clinical Child and Adolescent Psychology*, 45, 812–826.

Gordon, R. S. (1983). An operational classification of disease prevention. *Public Health Reports*, 98, 107–109.

Gottfredsson, D. C., Cook, T. D., Gardner, F. E. M., Gorman-Smith, D., Howe, G. W., Sandler, I. N., & Zafft, K. M. (2015). Standards of evidence for efficacy, effectiveness, and scale-up research in prevention science: Next generation. *Prevention Science*, 16, 893–926.

Gregory, A., Henry, D. B. & Schoeny, M. E. (2007). School climate and implementation of a preventive intervention. *American Journal of Community Psychology*, 40, 250–260.

Groeger-Roth, F. & Marks, E. (2015). Koooperative Ansätze auf kommunaler und regionaler Ebene. In W. Melzer, D. Hermann, U. Sandfuchs, M. Schäfer, W. Schubarth & P. Daschner (Hrsg.), *Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen* (S. 579–584). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Karing, C., Beelmann, A. & Haase, A. (2015). Herausforderungen von Präventionsarbeit an Grundschulen. Eine empirische Erhebung. *Prävention und Gesundheitsförderung*, 10(3), 229 bis 234.

Lerner, R. M. (2004). *Liberty: Thriving and civic engagement among America's youth*. Sage.

Lohaus, A. & Domsch, H. (Hrsg.). (2021). *Psychologische Förder- und Interventionsprogramme für das Kindes- und Jugendalter* (2. Aufl.). Springer.

Lösel, F. (2012). Entwicklungsbezogene Prävention von Gewalt und Kriminalität. Ansätze und Wirkungen. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie*, 6, 71–84.

Lösel, F., Stemmler, M., Jaursch, S. & Beel-

- mann, A. (2009). Universal prevention of anti-social development: Short- and longterm effects of a child- and parent-oriented program. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 92, 289–307.
- Malti, T., Ribeaud, D. & Eisner, M. P. (2011). The effectiveness of two universal preventive interventions in reducing children's externalizing behavior: A cluster randomized controlled trial. *Journal of Clinical Child and Adolescent Psychology*, 40(5), 677–692.
- Matjasko, J. L., Vivolo-Kantor, A. M., Massetti, G. M., Holland, K. M., Holt, M. K. & Cruz, J. D. (2012). A systematic meta-review of evaluations of youth violence prevention programs: Common and divergent findings from 25 years of meta-analysis and systematic reviews. *Aggressive and Violent Behavior*, 17, 540–552.
- O'Connell, M. E., Boat, T. & Warner, K. E. (Eds.) (2009). *Preventing mental, emotional, and behavioural disorders among young people. Progress and possibilities*. National Academic Press.
- Payne, A. A. & Eckert, R. (2010). The relative importance of provider, program, school and community predictors of the implementation quality of school-based prevention programs. *Prevention Science*, 11, 126–214.
- Resnicow, K., Soler, R., Braithwaite, R. L., Ahluwalia, J. S., & Butler, J. (2000). Cultural sensitivity in substance use prevention. *Journal of Community Psychology*, 28, 271–290.
- Reynolds, A. J., Rolnick, A. J., Englund, M. M. & Temple, J. A. (Hrsg.). (2010). *Childhood programs and practices in the first decade of life. A human capital integration*. Cambridge University Press.
- Rohrbach, L. A., Grana, R., Sussman, S. & Valente, T. W. (2006). Type II translation: Transporting prevention interventions from research to real-world settings. *Evaluation & the Health Profession*, 29, 302–333.
- Sandler, I. N., Wolchik, S. A., Cruden, G., Mahrer, N. E., Ahn, S., Brincks, A. & Brown, C. H. (2014). Overview of meta-analyses of the prevention of mental health, substance use, and conduct problems. *Annual Review of Clinical Psychology*, 10, 243–273.
- Schweinhart, L. J. (2013). Long-term follow-up of a preschool experiment. *Journal of Experimental Criminology*, 9, 389–409.
- Schwind, H.-D., Baumann, J. u. a. (Hrsg.). (1990). *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt* (4 Bde.). Duncker & Humblot.
- Silbereisen, R. K. & Lerner, R. (Eds.) (2007). *Approaches to positive youth development*. Sage.
- Snell-Johns, J., Mendez, J. L. & Smith, B. H. (2004). Evidencebased solutions for overcoming access barriers, decreasing attrition, and promoting change with unserved families. *Journal of Family Psychology*, 18, 19–35.
- Sundell, K., Beelmann, A., von Schwarz, U. & Hasson, H. (2016). Novel programs, international adoptions, or contextual adaptations? Meta-analytical results of different types of program construction in Germany and Sweden. *Journal of Clinical Child and Adolescent Psychology*, 45, 784–796.
- Tibbits, M. K., Bumbarger, B. K., Kyler, S. & Perkins, D. F. (2010). Sustaining evidence-based interventions under realworld conditions: Results from a large-scale diffusion project. *Prevention Science*, 11, 252–262.
- Weisburd, D., Farrington, D. P. & Gill, C. (Eds.). (2016). *What works in crime prevention and rehabilitation?* Springer.

Prof. Dr. ANDREAS BEELMANN

Friedrich-Schiller-Universität Jena
Institut für Psychologie
Zentrum für Rechtsextremismusforschung,
Demokratiebildung und
gesellschaftliche Integration (KomRex)
Humboldtstr. 26
07743 Jena
andreas.beelmann@uni-jena.de